

Wenn von der Erfahrung einer bestimmten Essenz die Rede ist, so geht es um eine Erzählung von Andersheit, um eine Geschichte der Separierung (315). Dazu ist noch einmal auf Gal. 3,28 hinzuweisen. Hier fließen die Erinnerungen des Ausgeschlossenseins und des Ausschließens zusammen (316). Ohne den anderen ist eine solche Feststellung überhaupt nicht möglich. Textueller oder institutioneller Fundamentalismus sind durch eine solche Bezogenheit aufeinander ausgeschlossen. Insofern das Christentum seine Identität als Teil der Gesellschaft in Abgrenzung entdeckt hat, wird es auch Teil derselben bleiben. Lieu schließt also ihre Untersuchung über das Gewinnen christlicher Identität in der Antike mit der beeindruckenden Bemerkung ab, dass sich die konstruierte Identität letztlich nur in der erfahrenen Relationalität entwickeln konnte. Gerade darin liegt der besondere Nutzen der historischen Untersuchungen Lieus für moderne Debatten um Identität. Gelegentlich stellt sich dem Leser allerdings die Frage, ob solch ein Beitrag zur modernen Debatte nicht das eigentliche Leitmotiv für Lieus Ausführungen darstellt. Dieser Verdacht vermag freilich den Wert ihrer sehr substantiellen Äußerungen nicht zu mindern.

Die Analysen Lieus basieren fast ausschließlich auf Texten. Diese bieten den Hauptzugang zum frühen Christentum. Archäologie spielt aus verständlichen Gründen bei der Untersuchung desselben kaum eine Rolle. Dennoch hätten Aspekte wie z. B. die Formierung von liturgischen Formen und Formeln zur Förderung von Identitäten im frühen Christentum stärker berücksichtigt werden können. Gerade liturgisches Beten kann als Quelle eines Prozesses religiöser Selbstbestimmung verstanden werden, der auf Tradition und Neuschöpfung aufbaut. Einen ersten wegweisenden Versuch in diese Richtung bietet der Tagungsband von A. Gehards, A. Doeker und P. Ebenbauer (ed.), *Identität durch Gebet. Zur gemeinschaftsbildenden Funktion institutionalisierten Betens in Judentum und Christentum*, Paderborn u. a. 2003, der bei Lieu noch keine Berücksichtigung gefunden hat. Ähnliches wie für das Gebet gilt für religiöse Riten allgemein. Die identitätsstiftende Rolle neuer Riten hätte noch stärker beleuchtet werden können. Lieu deutet diese Dimension von Identitätsbildung allenfalls an (63).

Trotz kleiner Druckfehler (z. B. Stühlmacher [57 Anm. 87], inventio statt invenio [70]; S. 72 liegt der Akut bei patrios fälschlich auf der vorletzten Silbe; S. 294 liegt der Akut bei paradoxos versehentlich auf der letzten Silbe) ist auch die redak-

tionelle Gestaltung des Textes sehr überzeugend.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Lektüre der Ausführungen Lieus bei der Beschäftigung mit der Ausbildung christlicher Identität im griechisch-römischen und jüdischen Umfeld zukünftig unerlässlich ist.

Minden

Andreas Müller

*Lilie, Ralph-Johannes: Byzanz. Das zweite Rom.* Berlin, Siedler 2003. 576 S. Zahlreiche Abb. und Karten, kart., ISBN 3-88680-693-6.

Lilie präsentiert mit dem vorliegenden Buch die erste umfangreiche Darstellung zur byzantinischen Geschichte in deutscher Sprache seit dem Standardwerk von Georg Ostrogorsky (*Geschichte des Byzantinischen Staates*, 3. durchgearbeitete Aufl., München 1963). In besonderer Weise werden, was aus dem Titel nicht ersichtlich ist, die politischen Beziehungen zwischen Byzanz und dem Westen berücksichtigt, die allerdings für Byzanz nur für die Zeit seit den Kreuzzügen durchgängig von Wichtigkeit waren. Das an einen breiteren Leserkreis gerichtete Werk ist in einer nüchternen, bisweilen wenig eleganten Sprache verfasst und gefällt durch eine reichhaltige Bebilderung, die gerade dem Laien, der noch nie etwas von Byzanz erfahren hat, das Phänomen Byzanz verdeutlicht.

Die ca. 1100 Jahre byzantinischer Geschichte (324–1453) werden mit dem Schwerpunkt auf der mittelbyzantinischen Zeit (für Lilie die Jahre von 602 bis 1204) behandelt, wobei aber immer wieder zu erkennen ist, dass Lilie als Leitfaden das anfangs genannte Werk von Ostrogorsky dient. In seiner Darstellung, die nicht frei von Redundanzen ist, relativiert er, wohl zu Recht, die Bedeutung der Kaiser Herakleios (610–641) und Basileios II. (976–1025), die in der älteren Forschung als die bedeutendsten byzantinischen Herrscher gelten. Lilie betont die unterschiedlichen Ziele des Reiches und von Byzanz in Süditalien. Er überschätzt aber im Gesamten die Bedeutung des „Zweikaiserproblems“ für die Beziehungen zwischen den beiden Reichen.

Lilie bietet keine zusammenhängende Darstellung der Kirchengeschichte, doch werden im Rahmen seiner ereignisgeschichtlichen Ausführungen die wichtigsten Stationen der häufig spannungsreichen Beziehungen zwischen dem Papst und Byzanz behandelt. Während der Rezensent den ersten Kreuzzug (1096–1099) als entscheidend für das Entstehen des

Schismas zwischen der römischen und konstantinopolitanischen Kirche ansieht (Axel Bayer, Spaltung der Christenheit. Das sogenannte Morgenländische Schisma von 1054, Köln<sup>2</sup> 2004, 203), plädiert Lilie für die immer noch verbreitete Meinung, dass der Bruch mit dem Zerwürfnis des Jahres 1054 anzusetzen ist (264, 299–301, 317f., 522). Lilie spricht daher fälschlich für die 80er Jahre des 11. Jh. vom „Angebot der Kirchenunion“ (335) an den Papst. In Übereinstimmung mit dem Rezensenten konstatiert Lilie, dass erst mit der Eroberung und Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204 und der Einsetzung eines lateinischen Patriarchen die Kluft zwischen der lateinischen und griechischen Christenheit unüberbrückbar geworden sei (452, 509f.). Von Wichtigkeit für den Kirchenhistoriker ist die grundlegende Beobachtung von Lilie (22f.), dass die meisten byzantinischen Texte von Klerikern verfasst wurden, weswegen viele byzantinischen Quellen ein den Tatsachen keineswegs entsprechendes Bild von einem Staat vermitteln, der von Kirche und Religion dominiert wurde.

Es handelt sich um eine insgesamt gelungene Darstellung der politischen Geschichte von Byzanz, die auch für den Kirchenhistoriker eine wichtige Arbeitsgrundlage bietet.

Köln

Axel Bayer

*Chadwick, Henry: East and West: The Making of a Rift in the Church. From Apostolic Times until the Council of Florence.* Oxford: Oxford University Press 2003 (Oxford History of the Christian Church). X, 306 Seiten, ISBN 0-19-926457-0, \$ 99.- Paperback: Ebd. 2005. ISBN 0-19-9280169.

Der emeritierte britische Patrologe Sir Henry Chadwick (Ch.) zählt zu den renommiertesten Kirchenhistorikern unserer Tage. So erschien jüngst der dritte Sammelband mit Aufsätzen des Verfassers (Studies on Ancient Christianity, Aldershot 2006). Seit längerem ist Ch. Mitherausgeber der umfangreichen Reihe „Oxford History of the Christian Church“, der auch die anzuzeigende Monographie angehört.

Entsprechend dem Titel bildet das Auseinanderfallen der Christenheit in Ost und West das Leitmotiv des Buches. Entgegen der häufigen Fokussierung der Spaltung auf das Jahr 1054 betont Ch. den deutlich seit der Spätantike wahrnehmbaren, langsamen Prozess einer zunehmenden Entfremdung, die durch theologische Kontro-

versen, aber auch persönliche Animositäten, tiefe Mentalitätsunterschiede und nicht zuletzt zahlreiche Missverständnisse gekennzeichnet ist. All dies mutiert nach dem traumatischen Ausgang des 4. Kreuzzuges 1204 zur offenen Feindschaft, deren Spätfolgen bis heute deutlich spürbar sind.

Ch. gliedert sein Buch in 41 Kapitel. Die vielleicht zu große Zahl an Unterabschnitten führt zu einer kleinräumigen, gleichzeitig aber gut überschaubaren Struktur. Kurze Kapitel – drei Seiten über Hinkmar von Reims (Kapitel 17: 103–106) oder knapp fünf über die Kreuzzüge (Kapitel 37: 233–237) – stehen neben ausführlichen Darlegungen (längster Abschnitt mit 16 Seiten ist das Schlusskapitel 41: 246–257). Ergänzt wird die Darstellung durch eine knappe Bibliographie (277–280) und einen ausführlichen, zuverlässigen Index (281–306). Eine kurze Einführung (I, zugleich Kapitel 1) und ein Epilog (275) umrahmen die stets gut lesbare Arbeit. Leider konnte Ch. zwei fast gleichzeitig mit seinem Buch erscheinende, einschlägige deutsche Arbeiten nicht mehr berücksichtigen (P. Gemeinhardt, Die Filioque-Kontroverse zwischen Ost- und Westkirche im Frühmittelalter, Berlin 2002; G. Avvakumov, Die Entstehung des Unionsgedankens: die lateinische Theologie des Hochmittelalters in der Auseinandersetzung mit dem Ritus der Ostkirche, Berlin 2002).

Auf 275 Seiten behandelt Ch. rund 1500 Jahre Kirchengeschichte. Von den Anfängen in Galiläa schweift sein Blick über die theologischen Kontroversen der Spätantike und des Mittelalters bis zur kurzlebigen Union auf dem Konzil von Ferrara-Florenz (1438–1445). Im Mittelpunkt steht stets die Frage nach der Einheit der Kirche und dem Verhältnis zwischen dem von griechischem Denken geprägten Osten des Römischen Reiches, dem späteren Byzanz, und dem römischer Mentalität stärker verhafteten Westen, dessen zentrale kirchliche Autorität, der Papst in Rom, das mittelalterliche Abendland maßgeblich prägt.

Von Anfang an ist die Kirche mit dem Problem der Bewahrung ihrer Einheit konfrontiert. Die Konfliktlinien zwischen Ost und West zeigen sich erstmals auf der Reichssynode in Serdika (342/343: 15f.). Die Teilung des Imperium Romanum und der zunehmende Antagonismus der Metropolen Rom und Konstantinopel begünstigen Irritationen und Misstrauen. Die wechselseitige Rezeption theologischer Arbeit schwindet (Beispiel Augustinus, Kapitel 6: 27–33). Trotz erster schwerer Konflikte – etwa um Monoenergisumus und Monotheletismus (Kapitel 11: